

Die Stunde der Frauen?

Die wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen der MGH nach dem Ersten und im Zweiten Weltkrieg

Vortrag von Martina Hartmann, gehalten am 4.3.2020
in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften

Wenn man in Berlin in der Stauffenbergstraße die „Gedenkstätte Deutscher Widerstand“ besucht, findet man im 3. Stock die Dauerausstellung [„Stille Helden“](#); sie ist den mutigen Männern und Frauen gewidmet, die während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft Juden versteckt oder außer Landes gebracht haben. Dort findet sich ein Foto von Dr. Elisabeth Abegg im Kreise ihrer Schülerinnen. Sicher kaum jemand, der die Ausstellung anschaut, wird wissen, dass sie die erste Frau war, die bei den MGH eine Edition publiziert hat. Immerhin wird in einer kleinen von der Gedenkstätte herausgegebenen Publikation unter dem Titel „Sie blieben unsichtbar“ darauf hingewiesen, dass Elisabeth Abegg zwar ihre Berufung als Studienrätin gefunden habe, aber „parallel dazu ... langjährige Mitarbeiterin der Gesellschaft Monumenta Germaniae Historica“ war.

Wer war die Frau, die für die MGH edierte und im Alter von 60 Jahren damit begann, Juden bei sich zu Hause zu verstecken und ihnen zur Flucht zu verhelfen?

Elisabeth Abegg wurde 1882 als Tochter eines preußischen Offiziers in Straßburg geboren und wuchs im dortigen Bildungsbürgertum auf. Den Weg zum Besuch des Gymnasiums und der Universität musste sie sich hart erkämpfen, denn erst 1908 wurden Frauen in Straßburg zum Studium zugelassen. Als alte Frau erinnerte sie sich daran, dass ihr Bruder versucht hatte, ihren Bildungsdrang zu bremsen: „Wenn man erfährt, dass ihr Latein lernt, tanzt auf Bällen kein Mensch mehr mit euch“. Diese Aussicht schreckte die junge Elisabeth aber offenbar nicht ab und sie studierte Geschichte, Romanistik und Latein, wobei sie vor allem bei dem bedeutenden jüdischen Monumentalisten Harry Bresslau hörte und mit ihm und seiner Familie auch nach dem Studium verbunden blieb. Nach Aussage von Helene Schweitzer-Bresslau,

der Tochter Harry Bresslaus und Ehefrau Albert Schweitzers, war Elisabeth Abegg aus dem Schülerkreis die einzige Person ohne jüdische Wurzeln, die auch in der NS-Zeit zur Familie hielt und sich um Harry Bresslaus Witwe kümmerte. Persönlich noch prägender als der jüdische Lehrer Bresslau war in dieser Hinsicht aber wohl der Doktorvater von Elisabeth Abegg, der Mediävist Walter Goetz, der ebenfalls in diesen Jahren den Kontakt zu seinen jüdischen Schülern und Kollegen nicht abbrach und gegen die Nationalsozialisten war. Nach dem Krieg wurde er, wie viele sicher wissen, 1946 zum Präsidenten der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie gewählt und hatte dieses Amt dann fünf Jahre inne. Sein Einfluss auf das Nachkriegsgeschick der MGH war ebenfalls groß. In Leipzig promovierte Elisabeth Abegg im Jahr 1916 in mittelalterlicher Geschichte und, nachdem die Zentralkommission der MGH im Jahr 1920 beschlossen hatte, auch Frauen als wissenschaftliche Mitarbeiterinnen einzustellen, bot Harry Bresslau seiner Schülerin eine freie Mitarbeit an für die Edition der hochmittelalterlichen Chronik des Michaelsklosters im italienischen Chiusi. Dieses Projekt lag brach, nachdem der Bearbeiter Gerhard Schwartz, ein Sohn des berühmten klassischen Philologen Eduard Schwartz, auf den man als MGH-Mitarbeiter große Hoffnungen gesetzt hatte, bereits Anfang November 1914 als Soldat im Ersten Weltkrieg gefallen war. Auf Honorarbasis übernahm Elisabeth Abegg die Edition, die schließlich flankiert von einer erläuternden [wissenschaftlichen Studie im Neuen Archiv](#) im Band MGH Scriptorum 30, 2 von 1934 erschien. Im Vorwort des Foliobandes verliert der Herausgeber Adolf Hofmeister allerdings kein Wort über die Editorin, die eingesprungen war und die Textausgabe fertiggestellt hatte, aber sehr viele Worte über den unersetzlichen Verlust von Gerhard Schwartz.

Zu einer weiteren Edition von Elisabeth Abegg für die MGH ist es nicht mehr gekommen, denn 1926 war Harry Bresslau gestorben und zehn Jahre später, also kurz nach dem Erscheinen des Scriptorumbandes 30, 2, begann mit Wilhelm Engel die Zeit der den Nationalsozialisten nahestehenden Präsidenten und Frauen als wissenschaftliche Mitarbeiterinnen waren erst wieder willkommen – oder sollte ich sagen „wurden unvermeidlich“? – nachdem die Mitarbeiter vom Herbst 1939 an nach und nach an die Front mussten.

Elisabeth Abegg, die seit 1924 als Studienrätin am Luisen-Oberlyzeum in Berlin Moabit tätig gewesen war, wurde 1935 innerhalb Berlins wegen pazifistischer Äußerungen nach einer Denunziation strafversetzt und schließlich 1941 zwangsweise mit gekürzter Pension in den Ruhestand verabschiedet. Ihre Vertrauten ermahnte sie immer wieder, „Sand ins Getriebe zu streuen“, und nachdem sie 1942 die Deportation ihrer langjährigen engen Freundin Anna Hirschberg nicht hatte verhindern können, fasste sie den Entschluss, möglichst viele von der Deportation bedrohte Juden zu warnen, sie zur Flucht zu ermutigen und dabei zu unterstützen. In ihrer Wohnung, die sie mit ihrer betagten Mutter und ihrer körperbehinderten Schwester teilte, versteckte sie Juden und baute ein Netzwerk von Unterstützern auf,

denn allein waren diese Hilfsaktionen nicht zu schaffen. Außerdem unterrichtete sie versteckt lebende Kinder mehrmals in der Woche und bot mit einfachen Gerichten Verfolgten einen Mittagstisch. Nach dem Krieg blieb Elisabeth Abegg mit vielen ihrer Schützlinge bis zum Lebensende in Verbindung und wurde [in Yad Vashem als Gerechte unter den Völkern geehrt](#). Sie musste allerdings auch erleben, dass sie für ihr Engagement in Deutschland angefeindet wurde, so dass sie 1967 darum bat, ihr Ehrungen aus Israel ohne öffentliche Bekanntmachung in der Schweiz zu überreichen. Am 8. August 1974 ist Elisabeth Abegg in Berlin im Alter von 92 Jahren gestorben. Eine Gedenktafel an ihrem ehemaligen Wohnhaus in Berlin-Tempelhof, eine nach ihr benannte Grundschule und eine Straße im Regierungsviertel erinnern heute an sie.

Auf das Schicksal dieser mutigen Monumentistin bin ich gestoßen, als wir bei der Vorbereitung der 200-Jahrfeier der MGH begannen, eine Datenbank aller Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von 1819 bis 2019 anzulegen. Wie man sich leicht vorstellen kann, ist es kein Problem, die Lebensläufe und den wissenschaftlichen Werdegang derjenigen Monumentisten zu recherchieren, die es in der Wissenschaft zu etwas gebracht haben, also Professoren oder gar Präsidenten wurden. Es sind die vielen „einfachen Editoren“ und „gelehrten Gehilfen“ seit den Zeiten von Georg Heinrich Pertz im 19. Jahrhundert, die zum Gesamtunternehmen beigetragen haben, von denen man aber sehr oft keine vollständigen Lebensdaten mehr herausfinden, geschweige denn Photographien auftreiben kann. Horst Fuhrmann hat in seinem 1996 erschienenen Buch über die Mitarbeiter der MGH, das den vielsagenden Titel trägt „Sind eben alles Menschen gewesen“, einige und oft früh verstorbene Mitarbeiter portraitiert. Interessanterweise ist unter diesen Monumentisten aber keine einzige Monumentistin, obwohl Fuhrmann, der von 1972 bis 1994 amtierte, der erste Präsident der Nachkriegszeit war, der mit Claudia Märkl und mir Frauen auf Dauerstellen als wissenschaftliche Mitarbeiterinnen eingestellt hat. Nachdem ich 2012 das unerwartete Glück hatte, noch mit einer der Monumentistinnen sprechen zu können, die im zweiten Weltkrieg erst in Berlin und dann in Pommersfelden tätig gewesen war, und dabei auf eine sehr humorvolle und geistig hellwache 90jährige Dame traf, hat mich das Thema nicht mehr losgelassen, und so möchte ich Ihnen heute Abend einige dieser Biographien von MGH-Mitarbeiterinnen kurz vorstellen.

Während Elisabeth Abegg ihre Berufung als Lehrerin fand und sicher nie eine volle wissenschaftliche Mitarbeiterstelle angestrebt hatte, war dies bei der ersten Frau, die eine solche bei den MGH bekam, ganz anders: sie musste schließlich in den Lehrberuf ausweichen und wurde damit nicht glücklich, sondern trauerte offenkundig der Welt der Wissenschaft immer nach.

Von Dr. **Annemarie Klippel**, 13 Jahre jünger als Elisabeth Abegg, hatten wir für die Datenbank aus ihrer Personalakte zunächst nur das Geburtsdatum „1895“ und die kurze Dauer ihrer Beschäftigung bei den MGH, nämlich 1920 bis 1923; außerdem

finden sich im Archiv zwei Briefe von ihr an den damaligen Präsidenten Paul Fridolin Kehr, in dem sie ihn – wohl erfolglos – um eine Gehaltserhöhung angesichts der galoppierenden Inflation in der Weimarer Republik bat. Diese dürfte der Grund gewesen sein, warum die bei Michael Tangl 1920 promovierte und für die Abteilung Epistolae angestellte Historikerin nach kurzer Tätigkeit wieder bei den MGH ausschied, obwohl Kehr, der von Frauen als Wissenschaftlerinnen eigentlich nicht sehr viel hielt und hohe Ansprüche stellte, in dem einzigen Jahresbericht, in dem Annemarie Klippel erwähnt wird, anerkennende Worte für sie fand. Man kann also davon ausgehen, dass sie ihre berufliche Erfüllung in dieser wissenschaftlichen Tätigkeit gefunden hatte.

Wir hätten sicher über das Leben dieser ersten festangestellten Monumentistin nichts Weiteres herausgefunden, wenn es nicht die Digitalisierung der Neuen Deutschen Biographie gäbe, die von den Suchmaschinen im Internet erfasst wird. Die NDB verzeichnet nämlich, dass Dr. Annemarie Kirchner, geborene Klippel, die Mutter von Dr. Hadwig Klemperer war, der zweiten Frau des weltberühmten Romanisten Victor Klemperer. Der 1881 geborene Klemperer war, wie Sie alle wissen, Jude und seine Frau Eva, eine Pianistin und Nicht-Jüdin, hielt in der gesamten Zeit des Dritten Reiches zu ihm und schaffte es so, ihren Mann vor der Deportation zu bewahren. Klemperer selbst hielt in seinen Tagebüchern die schrittweise Ausgrenzung der Juden und schließlich ihre Deportation, die Veränderung der Gesellschaft und die Auswirkungen des Krieges fest. Nach Kriegsende wurde er, der mit seiner Frau in Dresden lebte, in der DDR hochgeehrt und wirkte erfolgreich als Hochschullehrer für Romanistik. Als seine Frau Eva 1951 starb, war der damals 70jährige Gelehrte völlig hilflos und seine Assistentin am Romanistischen Seminar, Hadwig Kirchner, 45 Jahre jünger als er, nahm sich seiner an. Ein Jahr später wurde sie dann seine zweite Frau. Auf dem Hochzeitsfoto sieht man ihn mit seiner Frau und seinen Schwiegereltern, die beide Lehrer waren und den Wunsch hatten, dass sowohl der Sohn als auch die Tochter studieren und promovieren sollten. Sicher hoffte vor allem die Mutter, dass ihren Kindern gelingen würde, was ihr selbst versagt geblieben war, nämlich eine Berufstätigkeit in der Wissenschaft.

Berühmt sind zwar vor allem Victor Klemperers Tagebücher für die Jahre von 1933 bis 1945 als Dokument der Zeitgeschichte, aber er hörte auch nach Ende des zweiten Weltkrieges nicht auf, sich und seine Zeit beobachtend zu beschreiben, und so hat er in den erst 1999 unter dem Titel „So sitze ich denn zwischen allen Stühlen“ publizierten Tagebüchern für die Jahre 1945 bis 1959 von seiner zweiten Schwiegermutter ein höchst lebendiges Portrait gezeichnet, denn die Tochter Hadwig hatte ein sehr enges Verhältnis zu ihren Eltern, an dem sich auch nach ihrer Verheiratung wenig änderte: die Eltern Kirchner kamen oft für mehrere Tage zu Besuch oder das Ehepaar Klemperer besuchte sie – Victor Klemperer war darüber nicht immer begeistert, denn er empfand seine Schwiegereltern als anstrengend und scherzte in seinen Tagebüchern über „Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten“

oder skizzierte die Situation als „drei gegen einen“. In den folgenden Jahren benötigte er dann gelegentlich auch „Ferien von den Eltern Kirchner“. Gleichzeitig hatte er ein schlechtes Gewissen, die sehr viel jüngere Hadwig an sich gebunden zu haben und schrieb, sie habe „ihr Herz an lauter alte Leute gehängt“.

Was erfahren wir nun konkret über die ehemalige MGH-Mitarbeiterin Annemarie Klippel, 30 Jahre nach ihrem Ausscheiden aus dem Dienst der Monumenta, durch Victor Klemperers Tagebücher. Im April 1952 findet sich die erste Beschreibung der Eltern Kirchner: „Er: sehr dicker Grau- u. Kahlkopf, 61 Jahre, etwas bedrückt, sie (57 Jahre) stattlich, unterm Netz enganliegendes graues Haar, sehr lebhaft, offenbar die geistige Potenz in dieser Ehe, er etwas angeschlagen, sie stark aktiv. Beide sympathisch, gutmütig, beide offenbar sehr beeindruckt von meiner Position, deren Mächtigkeit sie weit überschätzen.“ Klemperer war sich der Tragikomik der Situation durchaus bewusst, dass nämlich der Brautvater neun Jahre jünger war als er selbst, und amüsierte sich etwas über dessen Satz „Also meinen Segen habt ihr“ nach einem ernsthaften Gespräch über die Problematik dieser Ehe mit so großem Altersunterschied.

Bald erfährt Klemperer von Hadwig mehr über ihr Leben und das ihrer Eltern im und nach dem Krieg und schreibt es auf: in der „Bombenzeit“ waren die Eltern aus Berlin in den Harz evakuiert worden, wohin sich Hadwig, die aus Berlin als Lehrerin nach Schlesien gekommen war, mit einem Treck durchschlug. Der Vater verkaufte Kartoffeln, die Mutter „sammelte und stahl Holz“. Hadwig arbeitete dann als Kochlehrling im Massenbetrieb und als Mädchen im Café, der Bruder schlug sich aus der Gefangenschaft von Breslau aus in den Harz durch. Klemperer kommentiert Hadwigs Erzählungen der Familienschicksale mit den Worten: „Das Chaos der deutschen Familie müßte man schildern können. Welch ein Stoff, gerade diese Familie. Vater LDP [Liberal-Demokratische Partei] u. Protestant, Mutter, Dr. phil., Historikerin, Studienrätin, Katholikin – gläubige! – Bruder SED-Anwärter, Slavistik-Aspirant, außerhalb der Kirche, Mutter linkser gerichtet als der Vater (auch Studienrat, Dozent an der Arbeiter-und-Bauern-Fakultät Halle).“

Klemperer begreift sehr bald die Tragik im Leben seiner Schwiegermutter: er beschreibt sie als „ganz umgeben von Büchern u. immerfort lesend – sofern nicht ich in ihre Nähe komme, denn dann werde ich mit Erzählungen u. Fragen überschüttet. Aus allem spricht ihr leidenschaftlicher Herzenswille, ihr leidenschaftlicher Kopf, ihre große Bildung. Aus allem ihr Gewissen u. ihre Güte“. Dass der gebildete Romanistik-Professor Victor Klemperer immer wieder die große Bildung und Belesenheit seine Schwiegermutter hervorhebt, ist erwähnenswert. Allerdings schwankt er mitunter zwischen Bewunderung, wenn sie ihm etwa einen Vortrag über die Anfänge des russischen Staates hält, und Gereiztheit, etwa nachdem sie ihm „ein kleines Kolleg über Thomas Manns Doctor Faustus“ gehalten hatte. Er beschreibt ausführlich ihr

Hadern mit dem ungeliebten Beruf als Lehrerin und ihre Unzufriedenheit mit der politischen Situation in der DDR.

Es versteht sich nach diesen Einblicken von selbst, dass vor allem Annemarie Kirchner großen Wert auf die wissenschaftliche Karriere von Sohn und Tochter legte: besonders Hadwigs Dissertation – natürlich über Heinrich Mann, denn „die Männer“ sind die Lieblingsautoren von Mutter und Tochter – wird für die Mutter ein Herzensanliegen. Victor kommentiert den übertriebenen Ehrgeiz und die Einmischung seiner Schwiegermutter in diese Angelegenheit mit der galligen Bemerkung: „Früher war die Schwiegermutter eine besondere Qual des Schwiegersohnes, wenn das erste Kind erwartet wurde. Wir bekommen kein Kind, aber eine Dissertation. Mutter Kirchner! Sie will nach bewältigtem Abitur täglich 4 Seiten von H.s Dissertation durcharbeiten, sie will am 26. Juli in Dresden sein und dann täglich 6 Stunden mit H. zusammen alles durchsprechen u. feilen – wenn es nach ihr geht, wird die Arbeit nicht vor Weihnachten fertig u. H. kann sich dann einen Monat lang in Schmeisers psychiatrische Abteilung legen ...“.

Victor Klemperer starb am 11. Februar 1960 im Alter von 79 Jahren und wurde neben seiner ersten Frau Eva auf dem Friedhof Dölzchen in Dresden bestattet. Sein zweiter Schwiegervater Adolf Kirchner starb am 7. Oktober des gleichen Jahres und Hadwig Klemperer nahm danach einen Lehrauftrag in Romanistik an der Universität Halle an und kümmerte sich um ihre Mutter, bis diese am 20. Dezember 1964 starb.

Erst 1987 im Alter von 61 Jahren begann Hadwig Klemperer dann zusammen mit einem Kommilitonen, Walter Nowojski, die Tagebücher ihres 1960 verstorbenen Mannes für die Jahre 1933 bis 1945 zu transkribieren, die schließlich unter dem Titel „Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten“ publiziert wurden: „Beide machten sich an eine Sisyphus-Arbeit. Tausende Seiten, eng bekritzelt mit einer äußerst gewöhnungsbedürftigen Handschrift, zum Teil auf miserabelstem Papier, waren zu entziffern, Namen zu prüfen, unverständliche Fakten zu kommentieren“, urteilte Peter Jacobs 2005 in seinem Beitrag über „die andere Frau Klemperer“. Hadwig Klemperer wurde damit, was ihre Mutter Annemarie Klippel (Kirchner) so gerne geworden wäre: eine wissenschaftlich tätige Editorin – der Erfolg der Tagebücher Victor Klemperers überragt dabei allerdings bei weitem die Verbreitung von MGH-Editionen. Während Walter Nowojski im Anschluss auch die Tagebücher Klemperers für die Jahre 1919 bis 1932 unter dem Titel „Leben sammeln, nicht fragen wozu und warum“ edierte sowie die, aus denen ich eben zitiert habe, widmete sich Hadwig Klemperer in Vorträgen und Aufsätzen dem Leben und Lebenswerk ihres Mannes und stand auch den weiteren Editionen mit großer Kenntnis über das Leben und Werk ihres Mannes zur Seite. Sie starb im Jahr 2010, 50 Jahre nach ihrem Mann und 46 Jahre nach ihrer Mutter, und wurde neben ihren Eltern auf dem katholischen Friedhof von Dresden beigesetzt.

Nur ein Jahr jünger als Annemarie Klippel (Kirchner) war **Erika Sinauer**, die 1906 in Freiburg als Tochter des jüdischen Rechtsanwaltes Moritz Sinauer geboren wurde und Rechtswissenschaft studierte. Nachdem sie 1927 als Rechtsanwältin vereidigt worden war, promovierte sie 1928 bei Claudius Freiherr von Schwerin mit einer hochgelobten Untersuchung über das Sächsische Landrecht. Sie wurde Assistentin Schwerins am Rechtshistorischen Institut der Universität Freiburg und unterstützte ihn bei der Edition des Sachsenspiegels, die ihm von den MGH übertragen worden war. 1930 übernahm sie die Kanzlei des Vaters, verfolgte aber weiterhin ihr [Habitationsprojekt, die Entstehung der Sachsenspiegelglosse](#). Bis 1935 wurden ihre editorischen Fortschritte im Jahresbericht der Präsidenten der MGH zwar dokumentiert und es finden sich immer Charakterisierungen wie „mit größter Hingabe“ oder „eifrig“, aber nach dem Machtantritt der Nationalsozialisten verlor Erika Sinauer sowohl ihre Assistentenstelle in Freiburg als auch ihre Zulassung als Rechtsanwältin; es war ihr lediglich gestattet, die Freiburger Universität für ihre Forschungen weiter zu benutzen. Ihr akademischer Lehrer, Claudius von Schwerin, wechselte 1935 in Nachfolge von Heinrich Mitteis auf den Münchner Lehrstuhl seines Lehrers Carl von Amira. Er trat 1937 in die NSDAP ein und wurde Mitglied im Bund Nationalsozialistischer Deutscher Juristen. Erika Sinauer setzte bis 1938 ihre Forschungen in Freiburg fort, aber dann endete erzwungenermaßen ihre Tätigkeit für die MGH, als alle nichtarischen Wissenschaftler von den Universitäten vertrieben wurden. Im Oktober 1940 wurde Erika Sinauer von der Gestapo verhaftet, ihre Bibliothek der Universität Freiburg übergeben und ihr für die MGH bestimmtes Manuskript zur Sachsenspiegelglosse vernichtet. Sie wurde wie fast alle Juden in Baden ins französische Internierungslager Gurs in den Pyrenäen deportiert, arbeitete noch eine Zeitlang für ein protestantisches Heim in der Landwirtschaft in den Cevennen, wurde dort aber am 2. September 1942 von der Gestapo verhaftet, nach Auschwitz deportiert und ermordet. Erika Sinauer wurde 46 Jahre alt. Claudius von Schwerin kam am 14. Juni 1944 zusammen mit seiner Frau bei einem Bombenangriff auf München um.

Auf der [Internetseite „Stolpersteine“](#) in Freiburg wird an Erika Sinauer erinnert. Für sie wie für ihre Mutter Rosa, die 1942 mit 80 Jahren in Theresienstadt starb, gibt es seit 2003 an der Erbprinzenstraße 8 in Freiburg einen Stolperstein. Auf dieser Internetseite wird zudem aus dem Nachruf des späteren Generalstaatsanwalts und bedeutenden Rechtshistorikers Karl Siegfried Bader in der Savigny-Zeitschrift für Rechtsgeschichte von 1956 zitiert, denn Bader kannte Erika Sinauer gut, weil auch er in Freiburg Rechtsgeschichte studiert hatte und in den 1930er Jahren eine Kanzlei führte, die vor allem Juden vertrat. Bader schrieb: „Wir sehen sie im Geiste noch heute, nach der ‚Machtergreifung‘ immer mehr vereinsamend, hinter Bergen von Originalen und Fotokopien im Freiburger Institut sitzen, hören noch heute ihr bezwingendes Lachen, das mit allen Insulten, auch dem Ausschluss aus der Rechtsanwaltschaft und der Verriegelung der akademischen Laufbahn, fertig wurde“.

Einen Nachruf auf Erika Sinauer im Deutschen Archiv der Nachkriegszeit sucht man allerdings vergebens.

Eine andere Mitarbeiterin, die im gleichen Zeitraum für die MGH tätig war, deren Leben aber ganz anders verlief, erhielt dagegen sehr wohl einen Nachruf im Deutschen Archiv: **Lotte Hüttebräucker**, sechs Jahre jünger als Erika Sinauer, war insgesamt zehn Jahre, nämlich von 1925 bis 1935, für die Abteilung MGH Constitutiones in Berlin festangestellt und beschäftigte sich mit den [Quellen zur Regierungspraxis Kaiser Karls IV.](#) Präsident Paul Fridolin Kehr schätzte sie als ungemein fleißige Mitarbeiterin, aber 1935 musste sie in den Schuldienst gehen, weil die Nationalsozialisten die Berufstätigkeit von Frauen einschränkten und Kehr durch den Nationalsozialisten Engel als kommissarischen Präsidenten ersetzt wurde. Allerdings arbeitete Hüttebräucker, eine fanatische Nationalsozialistin, ehrenamtlich an den Constitutiones weiter. Margarete Kühn, auf die ich gleich zu sprechen komme, hat in ihren 1982 verfassten Erinnerungen ein äußerst negatives Bild von Hüttebräucker gezeichnet, die Theodor Mayer dabei unterstützt habe, die Monumentisten politisch „auf Linie zu bringen“. Am Ende des Krieges, kurz vor dem Einmarsch der Russen in Berlin, beging Lotte Hüttebräucker Selbstmord, nicht ohne vorher ihre ungefähr 1.200 Stücke umfassende Urkundensammlung zu vernichten, damit diese nicht den Russen in die Hände fiel. Im [Nachruf auf Lotte Hüttebräucker](#), den Otto Meyer 1951 im Deutschen Archiv publizierte, bescheinigte er ihr „unbestechliche Lauterkeit“ und „unwandelbare Verlässlichkeit ihres Charakters“ und schloss mit dem Satz: „Als sie ihre Leitsterne verblichen glaubte, warf sie ein Leben hin, das seinen Sinn für sie verloren hatte“.

Damit sind wir bereits in der Zeit des Zweiten Weltkrieges angekommen und der schon erwähnten Situation, dass die MGH-Präsidenten nun Frauen einstellen mussten, wenn die Editionsarbeit irgendwie weitergehen sollte, da die festangestellten männlichen Mitarbeiter nach und nach an die Front mussten.

Hermann Heimpel, seit 1936 Mitglied der Historischen Kommission und auch den MGH als Editor und nach dem Krieg als langjähriger Zentraldirektor eng verbunden, verschaffte 1941 der damals 46jährigen im sächsischen Mittweida geborenen **Margarete Kühn** eine Stelle bei den MGH, denn er kannte sie aus Freiburg, wo sie bei Heinrich Finke ihre Dissertation geschrieben hatte, während Hermann Heimpel an seiner Habilitation arbeitete.

Kühn war sozusagen eine „spät berufene Wissenschaftlerin“, denn sie hatte zunächst ihren lungenkranken Bruder bis zu dessen Tod gepflegt, bevor sie ein Studium aufnahm und promovierte. Was sie beruflich in den 11 Jahren nach ihrer Promotion bis zum Eintritt bei den MGH gemacht hat, wissen wir noch nicht, da bei den MGH die entsprechenden Personalakten fehlen. Ein Leben lang blieb sie Hermann Heimpel dankbar dafür, dass er ihr die Stelle bei den MGH verschafft hatte, genau wie dem damaligen MGH-Präsidenten Edmund E. Stengel. Letztlich war sie bis zu ihrem Tod

1986 im Alter von 92 Jahren für die Constitutiones Karls IV. zuständig. Wenn man es genau betrachtet, hat Margarete Kühn sich 45 Jahre lang mit nur vier Jahren aus der Regierungszeit Karls IV., nämlich den Jahren 1349 bis 1352, beschäftigt, die in den Constitutiones-Bänden 9 und 10 ihren Niederschlag fanden – heute wäre das undenkbar. Ich habe an anderer Stelle über Margarete Kühn gesprochen, daher will ich das hier nicht nochmals alles ausbreiten, aber zusammenfassend lässt sich sagen, dass es ohne Margarete Kühn heute vermutlich keine MGH-Arbeitsstelle bei der Berlin-Brandenburgischen Akademie gäbe, denn bei der Evakuierung der MGH-Bibliothek sowie des Präsidenten und der Mitarbeiterinnen 1944 nach Pommersfelden bei Bamberg weigerte sie sich mitzugehen und blieb in Berlin. Sie ignorierte einfach mehrere Kündigungen, die der erboste MGH-Präsident Mayer aussprach, und blieb nach Kriegsende die einzige Monumentistin in Berlin, die aufgrund ihres Alters von 51 Jahren und mangels Alternative im zerstörten Berlin keine andere Existenzmöglichkeit sah, als Constitutiones zu edieren. Die Editionsarbeit war für sie sozusagen „alternativlos“ und während die MGH sich in Pommersfelden wieder reorganisierten und 1949 nach München übersiedelten, war eigentlich Margarete Kühn das „Rumpf-Institut“, wie es so schön hieß, dass schließlich der Akademie der Wissenschaften in Ost-Berlin unterstellt und nach 1962 von Eckhard Müller-Mertens als Arbeitsstellenleiter kontinuierlich ausgebaut wurde. Die Constitutiones-Bände wurden in Ost-Berlin erarbeitet, aber bei den MGH in München redigiert, korrigiert und für den Druck vorbereitet. Margarete Kühn wurde von München, in den letzten 10 Jahren bis zu ihrem Tod durch ein Stipendium der DFG für Nachwuchswissenschaftler, finanziell unterstützt, denn sie blieb Zeit ihres Lebens in West-Berlin wohnen, erhielt aber ihr Gehalt in Ostmark, was hinten und vorne nicht reichte. Der Verantwortliche bei der DFG war nach ihrem Tod sogar stolz darauf, dass er eine so betagte „Nachwuchswissenschaftlerin“ gefördert hatte.

Nachzutragen ist noch, warum Margarete Kühn 1944 sogar ihre Kündigung riskierte, um in Berlin zu bleiben, denn verheiratet war sie nicht, aber sie hatte, wie eine jüngere Kollegin dieser Jahre in Berlin es zutreffend ausdrückte, einen „Herzensfreund“: Moritz Christian Friedrich Lampe, genannt Friedo Lampe, 1899 in Bremen als Sohn einer gut betuchten Kaufmannsfamilie geboren und von Kind an gehbehindert, war fünf Jahre jünger als Margarete Kühn. Er suchte 1928 in Freiburg ihre Bekanntschaft, weil der schon erwähnte, an Lungentuberkulose verstorbene Bruder von Margarete Kühn der verstorbenen Cousine von Friedo Lampe Jahre zuvor versprochen hatte, im Tod bei ihr zu ruhen. Deshalb hatte Margarete Kühn die Urne mit der Asche ihres Bruders zu Onkel und Tante von Friedo Lampe gebracht und dieser wollte sie daraufhin kennenlernen. Lampe war Schriftsteller, aber seinen 1933 erschienen ersten Roman „Am Rande der Nacht“ verboten die Nationalsozialisten gleich nach der Machtergreifung und Lampe schlug sich im Dritten Reich hauptsächlich als Lektor durch: für Ernst Rowohlt lektorierte er beispielsweise Hans Falladas Roman „Wolf unter Wölfen“. Friedo Lampe war homosexuell, pflegte aber

eine enge Freundschaft zu Margarete Kühn, die in späteren Jahren wiederholt behauptete, Lampe habe sie nach dem Krieg heiraten wollen, aber Lampe überlebte den Krieg nicht: nachdem seine Wohnung in Berlin mit seiner geliebten Bibliothek Opfer eines Bombenangriffs geworden war, fand er Unterschlupf in Kleinmachnow in der Gartenlaube der ebenfalls von ihm lektorierten Autorin Ilse Molzahn. Am 2. Mai wurde er dort von zwei russischen Soldaten erschossen, weil sie ihn wegen seiner Größe von fast zwei Metern für einen SS-Mann hielten, da der abgemagerte Schriftsteller dem Bild in seinem Wehrpass nicht mehr ähnelte. Margarete Kühn verfasste bald nach seinem Tod Erinnerungen an ihren Freund Friedo, die viele Jahre verschollen waren, aber im letzten Jahr hat Thomas Ehrsam sie in seiner großartigen Ausgabe der Briefe Friedo Lampes zusammen mit anderen Zeugnissen wie einer Skizze seiner Wohnung, die Margarete Kühn aus dem Gedächtnis angefertigt hatte, publiziert. Vier Jahre vor ihrem Tod verfasste Margarete Kühn außerdem auf Anregung von Horst Fuhrmann Erinnerungen an ihre Zeit bei den MGH im zweiten Weltkrieg und nach Kriegsende. Sie sind ungeheuer eindrucksvoll, aber auch mit Vorsicht zu behandeln, denn sie sind sehr subjektiv und nicht alle ihre Charakterisierungen dürften zutreffen, wie Parallelquellen zeigen. Wir haben jedenfalls damit von ihr, was wir sonst nicht von Monumentistinnen dieser Jahre besitzen: Erinnerungen für den beruflichen wie den privaten Lebensbereich.

In den Erinnerungen von Margarete Kühn von 1982 findet sich nicht nur eine äußerst negative Schilderung von Lotte Hüttebräuer als fanatischer Nationalsozialistin, sondern auch eine sehr positive Beschreibung ihrer Kollegin **Ursula Brumm**, die 1940 ihr Studium aufgenommen und 1944 von Friedrich Baethgen mit einer Dissertation über „Die Echtheitsfrage der ersten Stauferdiplome für südburgundische Empfänger“ promoviert worden war.

Seit 1942 arbeitete die gebürtige Berliner für die MGH und wurde die Stellvertreterin des Präsidenten Theodor Mayer, als dieser mit den MGH nach Pommersfelden ging, denn im Gegensatz zu Margarete Kühn sollte die vom Präsidenten sehr geschätzte Ursula Brumm in Berlin die Stellung halten: sie erledigte die gesamte Korrespondenz, hielt den Kontakt zwischen Berlin und Pommersfelden, schickte Bücher aus der Berliner Staatsbibliothek in das Ausweichquartier der MGH – sogar eine Theodor Storm-Ausgabe für die Sekretärin, denn die Post funktionierte offenbar trotz der zunehmenden Bombenangriffe auf die Reichshauptstadt gut. Carl Erdmann war von Ursula Brumm bei seiner Arbeit an den Briefsammlungen des hohen Mittelalters unterstützt worden und bevor die MGH nach Pommersfelden evakuiert wurden, reiste sie mit Theodor Mayer nach Wien, da beabsichtigt war, ihr die Edition der Diplome Kaiser Heinrichs VI. zu übertragen. Ursula Brumm hat also bis zum Kriegsende Erhebliches für die MGH geleistet, aber weder im Jahresbericht des Nachkriegs-Präsidenten Friedrich Baethgen, immerhin ihr Doktorvater, für die Jahre 1943 bis 1948 wird ihre Arbeit erwähnt, noch in Baethgens Vorwort der 1950 erschienenen Edition der Briefsammlungen des hohen Mittelalters von Carl Erdmann.

Schon im Juli 1945, also kurz nach Kriegsende, gab Ursula Brumm ihre Stelle als Mitarbeiterin der MGH auf. Wie sie selbst später rückblickend sagte, habe sie damals in dieser völlig zerstörten Stadt keine Zukunft für eine so elitäre Beschäftigung wie die Editionsarbeit der MGH gesehen. Obwohl sie nicht Anglistik oder Amerikanistik studiert hatte, arbeitete Ursula Brumm bis 1953 als Chefbibliothekarin am U.S. Informationszentrum in Berlin und ging danach mit einem Stipendium nach Harvard. Dass ihre Mutter Amerikanerin war, wie mir ihr Schüler Winfried Fluck im letzten Jahr verraten hat, dürfte ihr Affinität zu Amerika und amerikanischer Literatur erklären, aber Ursula Brumm kehrte nach Berlin zurück, habilitierte sich 1961 an der Freien Universität und war dann von 1966 an ordentliche Professorin am [John F. Kennedy-Institut für Nordamerikastudien](#). Sie blieb ein Leben lang in der Wohnung, in der sie aufgewachsen war, in Berlin-Zehlendorf wohnen. Rückblickend analysierte sie später, wer im Nachkriegsdeutschland Amerikastudien betrieb: es seien „Renegaten“ aus der Anglistik gewesen, Heimkehrer aus dem Exil und „all sorts of odd fellows, birds of a strange feather“; zur letzten Gruppe zählte sie sich selbst. Für eine Frau hatte Ursula Brumm eine für damalige Verhältnisse erstaunliche Karriere gemacht, gleichzeitig aber auch ihre Verbundenheit mit Berlin bewiesen. Bis ins hohe Alter publizierte sie, wobei ein Schwerpunkt ihrer Forschungen auf der Rolle der Geschichte und nationaltypischen Themen in der amerikanischen Literatur lag. Im Jahr 2015 ist sie im Alter von 96 Jahren in Berlin gestorben.

Ich wüsste gern, ob sie auch nach ihrer Monumenta-Zeit Kontakt hatte zu Sabina Lietzmann, die Ihnen vielleicht als Berlin- und New York-Korrespondentin der FAZ ein Begriff ist. Möglicherweise kennen Sie sie auch als Autorin wunderbarer Nachworte zu allen 11 Romanen der amerikanischen Schriftstellerin Willa Cather, die über die Präriezeit Amerikas schrieb und mit der auch Ursula Brumm sich wissenschaftlich beschäftigte.

Sabina Lietzmann wurde – genau wie Ursula Brumm – 1919 geboren und promovierte ebenfalls 1944 bei Friedrich Baethgen über „Königtum und Reichsepiskopat vom Wormser Konkordat bis Barbarossa“. Sie war die ältere Tochter des 1942 in Locarno verstorbenen evangelischen Theologen Hans Lietzmann, der zur sog. Mittwochsgesellschaft gehörte und sich der Bekennenden Kirche anschloss. 1941 wurde Sabina Lietzmann bei den MGH angestellt, um sie so vor dem Fabrikdienst zu bewahren. Dies geschah vermutlich durch Vermittlung von Friedrich Baethgen, der ebenfalls der Mittwochsgesellschaft angehörte. Wie der Jahresbericht des Präsidenten Stengel im Deutschen Archiv vermeldet, hat Sabina Lietzmann die Glasnegativsammlung des Archivs geordnet für das „Lichtbildarchiv älterer deutscher Urkunden“, die den Grundstock des späteren Marburger Lichtbildarchivs bildete.

Nach dem Krieg arbeitete sie zunächst als Übersetzerin, Dramaturgin, Regisseurin und freie Journalistin. Als ihr Schwager Karl Korn, der Mann ihrer jüngeren Schwester Regina, 1949 die Frankfurter Allgemeinen Zeitung gründete, arbeitete Sabina

Lietzmann für die FAZ, zunächst als Berlin-Korrespondentin, und 1961 ging sie dann als Kulturkorrespondentin nach New York – vielleicht auch weil damals nur wenige Frauen bei der FAZ arbeiteten und keinen leichten Stand hatten. Sabina Lietzmann blieb – anders als Ursula Brumm – für immer in den USA. Bis zum Eintritt in den Ruhestand 1984 war sie FAZ-Korrespondentin, dann begann sie Bücher zu schreiben: „New York – die wunderbare Katastrophe“, „Subway New York. Menschen im Untergrund“ oder „Das amerikanische Dilemma. Von Kennedy bis Reagan“. Sie versah, wie schon erwähnt, die Romane von Willa Cather für die Neuausgabe des Knauss Verlages 1992 mit immer noch lesenswerten Nachworten und verfasste eine Einführung in Leben und Werk dieser Autorin. Äußerst erfolgreich und mehrfach aufgelegt wurde ihr Kochbuch „Ein Huhn in jedem Topf“ mit über 150 Hühnerrezepten aus aller Welt. Ende Mai 1995 ist Sabina Lietzmann in ihrem Haus in West Cornwall, Connecticut gestorben. Begraben aber wurde sie in Berlin-Wilmersdorf im Familiengrab der Eltern und Großeltern in Anwesenheit des damals regierenden Bürgermeisters Klaus Schütz.

Neben den beiden Berlinerinnen Ursula Brumm und Sabina Lietzmann möchte ich noch Irene Ott und Friedel Peeck behandeln, die 1942 mit dem neuen Monumenta-Präsidenten Theodor Mayer nach Berlin kamen.

Die 1916 in Durlach geborene **Irene Ott**, der ihr Sohn, der in Wien lehrende Historiker Wolfgang Schmale, aus Anlass ihres 100. Geburtstages im Jahr 2016 ein sehr lesenswertes, einfühlsames [Portrait in seinem Blog](#) widmete, war das jüngste von sechs Kindern und das einzige, das studierte. 1942 promovierte Irene Ott dann in Marburg bei Theodor Mayer über „Gerhoch von Reichersberg als Geschichts- und Staatsdenker“ und ging im September 1943 als wissenschaftliche Mitarbeiterin mit nach Berlin, als Mayer MGH-Präsident wurde. Zustande gekommen war die Verbindung zu Mayer über dessen Tochter Hanna, mit der Irene Ott sich im Studium angefreundet hatte. Anfang 1944 ging sie daher mit nach Pommersfelden, als die MGH evakuiert wurden. In dieser Zeit vollendete Irene Ott nicht nur die kritische Edition der Vita Brunonis Ruotgers aus dem 10. Jahrhundert, sondern arbeitete an der Neukatalogisierung der Pommersfeldener Handschriften mit und schrieb mehrere Aufsätze über Textfunde in diesen Codices. Eine grundlegende Abhandlung über den Regalienbegriff im 12. Jahrhundert erschien 1948 in der Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Nachdem der MGH-Mitarbeiter Gerwin Roethe noch am 9. Mai 1945 gefallen war, hatte Irene Ott sein Projekt einer Neu-Edition der Weltchroniken Frutolfs von Michelsberg und Ekkehard von Aura aus dem 11. Jahrhundert übernommen. Obwohl sie damit als MGH-Editorin ausgewiesen und wissenschaftlich äußerst engagiert war, musste sie im Herbst 1950 ihre Mitarbeiterstelle bei den MGH räumen und stellte sich schweren Herzens auf die „Schulmeisterei“ ein, d.h. eine Berufstätigkeit als Lehrerin. Immerhin verschaffte ihr der damalige Monumenta-Präsident Friedrich Baethgen dann 1952 ein einjähriges Forschungsstipendium für Rom. In dieser Zeit lernte sie Franz-Josef Schmale kennen

und lieben. Die beiden heirateten im September 1953. Nach der Rückkehr aus Rom war Irene Ott wieder als „Studienassessorin“ tätig, wurde aber nach – oder genauer gesagt – wegen ihrer Heirat vom Schuldienst ausgeschlossen, obwohl ihr Mann zu dieser Zeit, wie Wolfgang Schmale betont, arbeitslos war, aber verheiratete Frauen durften in der frühen Bundesrepublik genauso wenig berufstätig sein wie im Dritten Reich. Ich denke, es ist sehr gut nachvollziehbar, dass Irene Schmale-Ott sich darüber auch in späteren Jahren noch ärgerte, denn sie hätte sich neben den Kindern gut eine Teilzeittätigkeit vorstellen können, aber sie machte das Beste daraus, indem sie sich dafür entschied, die drei Kinder großzuziehen und daneben als Privatgelehrte zu forschen. Dass ihr Mann, der acht Jahre jünger war als sie, was ebenfalls in der frühen Bundesrepublik außergewöhnlich war, sich anders verhielt als das klassische Rollenverständnis der Nachkriegszeit vorsah, hat der Sohn Wolfgang Schmale mit liebevollem Humor gewürdigt: „1953 heiratete sie einen Mann, der den bald folgenden Kindern ebenso die Windeln wechselte oder den Kinderwagen schob wie sie, der gerne kochte und für den Putzen kein unverständliches chinesisches Wort war – und der trotz der Hausmannseigenschaften auch dem entsprach, was in der Nachkriegszeit eher von einem Mann erwartet wurde, wie handwerkliches Geschick, Sportlichkeit, zu gewissen Gelegenheiten auch Trinkfestigkeit, Führerschein und flotte Fahrweise, beruflicher Erfolg.“ 1964 erhielt Franz-Josef Schmale nach Jahren der Assistentenzeit bei Karl Bosl in Würzburg einen Ruf auf den Lehrstuhl für Mittelalterliche Geschichte an die Universität Bochum, den er annahm, so dass die Familie dorthin übersiedelte. Obwohl Irene Schmale-Ott an ihrem umfangreichen Editionsprojekt für die MGH, der Bamberger Weltchronistik über viele Jahre gearbeitet hat, hat sie nur für kurze Zeit, nämlich in den Jahren 1956 bis 1961, ein kleines DFG-Stipendium erhalten, denn die Monumenta-Präsidenten, die weitere Förderungsanträge hätten stellen müssen, waren in späteren Jahren höchstwahrscheinlich der Auffassung, dass die Frau eines Ordinarius materiell gut versorgt sei und man daher ihre wissenschaftliche Arbeit nicht entlohnen müsse.

Nach zahlreichen wissenschaftlichen Publikationen, die Irene Schmale-Ott alleine oder zusammen mit ihrem Mann herausgegeben hat, wurde sie 1981 Präsidentin der Katholischen Frauengemeinschaft Deutschlands, nachdem sie sich seit 1970 in der KFD engagiert hatte. Sie trat für das Priesteramt von Frauen ein und verfasste Bücher mit dem Titel „Was die Kirche den Frauen verdankt“ und „Große Frauengestalten der abendländischen Geschichte vom 4. bis zum 16. Jahrhundert“. 1986 wurde ihr Engagement durch das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse gewürdigt und durch die Verleihung des päpstlichen Ordens Pro Ecclesia et Pontifice. Am 6. Oktober 2010, kurz nach Vollendung ihres 94. Lebensjahres ist Irene Schmale-Ott in Staufen im Breisgau gestorben.

Knapp vier Jahre später, am 13. August 2014 ist dann die letzte der Pommersfeldener Mitarbeiterinnen der MGH während des zweiten Weltkrieges, **Friedel Peeck**, in Tuttlingen im Alter von 93 Jahren gestorben. Sie war fünf Jahre

jünger als Irene Ott und stammte aus Schreiberhau im Riesengebirge. Ihr Berufsziel war ursprünglich der Lehrberuf. Sie begann ihr Studium in Prag bei dem aus Wien stammenden Hilfswissenschaftler Heinz Zatschek, einem engagierten Nationalsozialisten. Er empfahl ihr für einen Studienortwechsel eine Universität „im Westen des Reiches“, wie sie sich in unserem Telefonat 2012 ausdrückte, und zwar Marburg, weil dort „ein Abkömmling der Wiener Schule“ lehre, der Österreicher Theodor Mayer. Friedel Peeck ging dann genau wie Irene Ott mit nach Berlin und sollte nach dem Willen von Mayer über den Einfluss Reinalds von Dassel auf die Italienpolitik Friedrich Barbarossas promovieren. Carl Erdmann, der Friedel Peeck das editorische Handwerk beibrachte, überzeugte sie aber davon, eine [Edition der Reinhardsbrunner Briefsammlung](#) zu machen, dessen Codex unicus in Pommersfelden lag, und Mayer ließ sie gewähren. Obwohl Friedel Peeck, wie gesagt, eigentlich Lehrerin werden wollte, wurde sie eine begeisterte Wissenschaftlerin, führte zeitweise die Bibliothek der MGH und begann nach Abschluss ihrer Dissertation mit einer weiteren Edition, nämlich der Chronik des Vincenz von Prag und Gerlach von Mühlhausen, einem Text, der eigentlich aus ihrer Heimatgegend stammte. Pommersfelden im Krieg bezeichnete Friedel Peeck als die „Insel der Seligen“, zumal wenn man abends den Feuerschein der Bombenangriffe auf Nürnberg gesehen habe, und sie wusste 2012 noch viele Anekdoten über das Leben der MGH-Mitarbeiterinnen im und nach dem Krieg in Pommersfelden zu berichten. Aber 1947/48 endete auch für Friedel Peeck ihre glückliche Zeit als wissenschaftliche Mitarbeiterin der MGH und sie erzählte, wie schwer es ihr gefallen sei, das 2. Staatsexamen zu machen und dann 1948 in den Schuldienst in Baden-Württemberg zu gehen, wo sie ja kein „Landeskind“ war. Zu den MGH und zu Theodor Mayer hatte sie nach eigener Aussage keinen Kontakt mehr, nachdem er ihr nach 1945 geschrieben hatte, er habe sich kurz vor Kriegsende über ihre Äußerung geärgert, derzeit erschiene es ihr wenig wichtig, ob ein e eine cauda habe oder nicht. Friedrich Baethgen schrieb im Bericht des Präsidenten für die Jahre 1943-1948 im Deutschen Archiv dann, die Edition von Frau Peeck werde aufgegeben, da sie „keinen nennenswerten Ertrag verspreche“, weil aufgrund der politischen Verhältnisse das Autograph in Prag nicht einzusehen und die tschechische Literatur nicht zu verarbeiten sei. Das im Archiv der MGH verwahrte handschriftliche Manuskript von Friedel Peeck zeigt aber, dass die Edition schon sehr weit gediehen und von guter Qualität war, wie die beiden Editoren aus Brünn, die das Projekt 2013 übernommen haben, zeigen konnten. Friedel Peeck wurde nach 1948 eine begeisterte Lehrerin und später dann auch eine begeisterte Seminarleiterin, die wohl hohe Ansprüche an die Referendare stellte. Bis kurz vor ihrem Tod lebte sie in ihrer eigenen Wohnung und war geistig hellwach. Auch nach der Übersiedlung ins Altersheim blieb das so und im Nachlass fand die Familie dann auf dem Nachttisch Christopher Clarks „Sleepwalker“ in der englischen Ausgabe, die sie in den Monaten vor ihrem Tod gelesen haben musste.

Liebe Kolleginnen und Kollegen, meine sehr geehrten Damen und Herren, „Die Stunde der Frauen“ nannte Christian Graf von Krockow sein 1988 erstmals publiziertes Buch, in dem er am Schicksal seiner Schwester zeigte, wie in den Familien Pommerns, die nach dem Einmarsch der Roten Armee nicht geflohen waren, die Frauen es waren, die sich den neuen Verhältnissen schnell anpassten und für das Überleben der Familien sorgten, während die Männer noch dem „alten Preussen nachtrauerten“ und sich in der Gegenwart nur schwer zurechtfinden.

Mir erschien der Titel in doppelter Hinsicht passend: während des Krieges mussten die jungen Doktorandinnen und Doktorinnen sehr schnell die Aufgaben der an die Front berufenen wissenschaftlichen Mitarbeiter übernehmen – in der Bibliothek wie Friedel Peeck oder in der Stellvertretung des Präsidenten wie Ursula Brumm. Und nach dem Krieg, als diese „Platzhalterinnen“, wie Theodor Mayer sie im Krieg einmal sehr entlarvend bezeichnet hat, - ich komme darauf zurück – die MGH wieder verlassen mussten, hatten sie wiederum so flexibel zu sein, sich in anderen Berufen oder bei anderen Aufgaben zu bewähren und mussten außerdem meist die Enttäuschung verkraften, nicht in der Wissenschaft bleiben zu können. Daher habe ich meinen Obertitel mit einem Fragezeichen versehen, denn die „Stunde der Frauen“ war in der Bundesrepublik Deutschland bald nach dem Krieg in vielen Bereichen der Gesellschaft vorbei, wie kürzlich Harald Jähner in seinem Buch „Wolfszeit“ nachgezeichnet hat. Ich möchte nun noch abschließend einen kurzen Blick auf die Historische Kommission werfen und fragen, welche Mitarbeiterinnen dort in der fraglichen Zeit beschäftigt waren.

Hier ist zunächst Dr. **Annelies Scherrmann** zu nennen, mit der die Historische Kommission im Jahr 1934 einen Vertrag abschloss für das Editionsprojekt der Gravamina der Deutschen Nation auf den Reichstagen der Reformationszeit 1521-1530. Im Jahr 1937 heiratete sie dann Herbert Grundmann, von 1946 bis zu seinem Tod 1970 ordentliches Mitglied der Historischen Kommission und von 1959 an Präsident der MGH, hielt aber an ihrem Editionsprojekt ein Leben lang fest und hoffte, die Edition abschließen zu können; noch 2002 in einem Gespräch mit Eike Wolgast sagte sie dies und arbeitete daran bis kurz vor ihrem Tod. Erschienen ist die Edition dann allerdings erst im Jahr 2015, aus dem Nachlass der im Jahr 2009 im Alter von 102 Jahren verstorbenen Editorin herausgegeben von Rosemarie Aulinger.

Dann war es wiederum – wie bei Margarete Kühn für die Constitutiones der MGH – Hermann Heimpel, der im Sommer 1943 in seiner Funktion als Mitglied der Historischen Kommission und Abteilungsleiter der „Deutschen Reichstagsakten. Ältere Reihe“ Dr. **Henny Grüneisen**, die 1942 bei Theodor Mayer in Marburg promoviert worden war, und Dr. **Ingeborg Most, geborene Kolbe**, seine eigene Schülerin, als Mitarbeiterinnen verpflichtete. Beide bleiben ein Leben lang für die Historische Kommission tätig und starben 1973 im Abstand von wenigen Monaten, beide vorher jahrelang schwer krank. Henny Grüneisen war 1970 zum

außerordentlichen Mitglied der Historischen Kommission gewählt worden – vermutlich, weil ihr für die ordentliche Mitgliedschaft der Professorentitel fehlte – und Ingeborg Kolbe hatte 1940/41 die Arbeit an ihrer Dissertation unterbrochen, als sie den MGH-Mitarbeiter Rolf Most heiratete und am 10. Dezember 1940 eine Tochter zur Welt brachte. Nachdem ihr Mann auf den Waidahöhen in Rußland im September 1941 gefallen war, nahm sie die wissenschaftliche Arbeit wieder auf und Hermann Hempel, der auch den Nachruf auf Rolf Most im Deutschen Archiv geschrieben hatte, vermittelte ihr die Stelle bei der Historischen Kommission, denn Ingeborg Most musste nun für sich und ihre Tochter den Lebensunterhalt verdienen. 1974 verfasste Hermann Heimpel dann den Nachruf auf Ingeborg Kolbe und Henny Grüneisen in der Historischen Zeitschrift, zutiefst erschüttert über ihren vorzeitigen Tod und zutiefst dankbar für die in all den Jahrzehnten geleistete Arbeit: Ingeborg Most hatte mit 60 Jahren wegen unerträglicher arthritischer Schmerzen vor einer anstehenden Hüftoperation Selbstmord begangen und die fünf Jahre jüngere Henny Grüneisen starb mit 55 Jahren an Krebs. Insbesondere die Archivreisen und -recherchen von beiden, die sich persönlich sehr nahestanden, waren von großem Wert für die Edition und die Lücke, die sie hinterließen, kaum zu füllen, wie Heimpel schrieb.

Auch in Göttingen am Max-Planck-Institut und für die Edition der „Staatsschriften des späteren Mittelalters“ bei den MGH verpflichtete Hermann Heimpel in den 1960er Jahren mit Sabine Krüger und Katharina Colberg Frauen als Mitarbeiterinnen. Hermann Heimpel blieb in der Bundesrepublik die große Ausnahme und seine Bedeutung als „Frauenförderer“ in der Mediävistik ist bislang bei all seinen Verdiensten noch nie so recht gewürdigt worden.

Das genaue Gegenteil war der 1891 geborene Walther Holtzmann, von 1946 bis zu seinem Tod ordentliches Mitglied der Zentralkommission der MGH und von 1953 an Direktor des Deutschen Historischen Instituts in Rom. Im Jahr 1946 schrieb er an Theodor Mayer einen langen Brief über die Reorganisation der MGH. Wichtig daran war ihm vor allem „eine Änderung im Mitarbeiterstab“. „Die Mädchen ... sind ... ganz nett, aber völlig unbrauchbar als Monumentisten (sic!) und so rasch wie möglich zu entlassen.“ Und nochmals: „Die ganze Garde der Analphabetinnen – mit Ausnahme der Tipse – müssten so rasch wie möglich verschwinden; was die an Arbeit machen, ist größtenteils Kinderei“. Im Gegenzug wüßte er „einen guten jungen Mann“, den man anstellen solle. Zur Ehrenrettung von Theodor Mayer muss man sagen, dass dieser Holtzmann widersprach und vor allem Irene Ott und Friedel Peeck verteidigte und als gute Monumentistinnen bezeichnete, die zudem nach dem Zusammenbruch monatelang ohne Gehalt gearbeitet hätten. Aber hier fiel nun auch der Begriff der „Platzhalterinnen, was aller Ehren wert sei“ und Mayer schloss mit den Worten: „Wenn Sie einen guten jungen Mann haben, wird der auch kommen können, aber auch nur, weil die Damen den Platz gehalten haben.“ Ironie der Geschichte: Bei dem „guten jungen Mann“ dürfte es sich vermutlich um Walther Holtzmanns Doktoranden Franz-Josef Schmale gehandelt haben, den späteren Ehemann von Irene Ott. Wie wir

gesehen haben, entwickelten sich unter Friedrich Baethgen als Präsident die Dinge dann ganz in Holtzmanns Sinne.

Liebe Kolleginnen und Kollegen, meine sehr geehrten Damen und Herren:

In der Kürze der Zeit konnte ich Ihnen nur einige wenige Lebensbilder von Monumentistinnen vorstellen; auch für eine Auswertung etwa der Frage nach der akademischen oder nicht-akademischen Herkunft der Mitarbeiterinnen reichte die Zeit nicht und so ließe sich zu dem Thema noch viel sagen, aber ich komme angesichts der fortgeschrittenen Zeit nun wirklich zum Schluss. Dieser Vortrag sollte ein Anstoß sein, sich bei den MGH, aber auch in anderen wissenschaftlichen Instituten mit diesem bislang vernachlässigten Thema zu befassen, denn schon hin und wieder ergab sich bei der Beschäftigung mit den MGH-Archivalien das Missverständnis, dass die in den Briefen erwähnten Frauen alle für Sekretärinnen gehalten wurden, weil man nicht an die Möglichkeit wissenschaftlicher Mitarbeiterinnen in diesen Jahren dachte. Außerdem hatte man diese Monumentistinnen nach dem Krieg allzu schnell vergessen und ihnen im Grunde auch nie einen Dank gesagt für ihre engagierte Arbeit in schweren Zeiten.

Ihnen allen aber danke ich jetzt sehr für Ihre Aufmerksamkeit!

Eine überarbeitete Druckfassung dieses Vortrags erscheint Frühjahr 2021 in Heft 76,2 der Zeitschrift Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters.